

Ines Stahlmann, *Imperator Caesar Augustus. Studien zur Geschichte des Principatsverständnisses in der Altertumswissenschaft bis 1945*. Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 1988. 277 Seiten.

Wissenschaftsgeschichte gehört zu den jüngeren Formen einer höheren Selbstdarstellung und wird in den letzten Jahren von der Altertumswissenschaft mit besonderer Intensität betrieben. Das heißt, daß die in solcher Weise beschriebenen Ablaufphasen und deren wichtige Archegeten auf dem Weg über Kongresse und Kolloquien eine neue Dimension gewonnen haben, und zwar letztere als Mensch wie als Vertreter von Denk- und Lebenskategorien, die nicht unbedingt als fachintern zu gelten brauchen. Eher im Gegenteil. Zeugnisse, Briefe, Gespräche dringen ins Blickfeld, ja drängen sich geradezu auf, und nicht immer löst sich dabei eine Kluft zwischen Mensch und Wissenschaftler, zwischen Politiker und Gelehrtem, zwischen Lehrer und Schüler in Wohlgefallen auf. Eher gehen lieb gewordene Vorstellungen und Assoziationen verloren. Naive Seelen möchte man warnen zu meinen, das, was dabei als disparat erscheine, sei nur die Spiegelung des an sich Komplizierten in diesem Verhältnis von Illusion und Wirklichkeit. Bei all dem mag das neue, neuartige historiographische Ziel, das die in ihrem Grunde biographische Perspektive verfolgt, an sich wohl das Vehikel einer neuen Attraktivität auch der Sache sein, wie sie sich in der Ausleuchtung von Winkeln gefällt und mit neuen, insbesondere soziologischen Erkenntnissen Gefallen bei weiteren Kreisen Interessierter erregt, das ein wenig von Tendenz zur Oberflächlichkeit und zum Freizeitamusement in sich birgt. Als Kriterium eines wissenschaftsgeschichtlichen Zusammenhangs wiederum – die Phänomene sind nicht ganz neu – läuft die Wissenschaftsgeschichte Gefahr, Erkenntnisse in der Sache selbst, dem Metier, in dem die Beschriebenen wirken, wieder zu relativieren und damit in einer neuen Epoche der allgemeinen Rückläufigkeit der Ansprüche auf einem unverkennbaren Wege zur Esoterik hin der Sache selbst die Fortexistenz in einem solchen Neohistorismus zu erschweren. Wissenschaftsgeschichte als ein Stück Selbstdarstellung ist allemal das Suchen nach einem Platz in der eigenen Zeit, Objekt und Subjekt verwischen sich in einer eigenartigen, zum Teil verführerischen Weise. Daß sich zugleich der Fortschrittsgedanke relativieren muß, liegt in der Natur der Sache. Wissenschaftspsychologie als Forschungsdisziplin gibt es noch nicht. Sie vielleicht hätte zu fragen, ob Bemühungen solcher Art zur Durchleuchtung der eigenen Genese nicht schon etwas vom Charakter eines Ermüdungssymptoms an sich haben. Andererseits mögen die so gewonnenen Erkenntnisse, richtig angewandt, zugleich in dem gegebenen Zusammenhang eine Hilfe sein. Denn indem

sie es erleichtern, das eigene Verhältnis zu den Vorläufern und Vorbildern zu definieren, sind sie es, die mit der gebotenen Erleichterung, den eigenen Platz zu bestimmen, zugleich auch das Ihre tun, Fehler vermeiden zu lassen, die früher einmal gemacht wurden. Dies, obwohl sie sich zwangsläufig auf Zeitumstände beziehen, die mit den eigenen nur noch wenig zu tun haben und sich auch nur zum Teil mit ihnen vergleichen lassen.

Daß Augustus hier ein lehrreiches Exempel darstellt, hat die Verf. in vorliegendem Buch in einer ebenso imposanten wie eindringlichen Weise deutlich gemacht. Und auch, wie wenig im Grunde die Gewinnung immer wieder neuer Forschungsbereiche, technischer Möglichkeiten und kritischer Disziplinen über das stets Subjektive der bloßen Interpretation hinaus zu helfen vermag, die gerade hier zwangsläufig eine besondere Rolle spielt. Scheint es seit der Entdeckung des Monumentum Antiochenum doch wenig zu geben, was zur Erweiterung oder Ergänzung an Quellenmaterial weiterhülfe, und auch der Zugewinn an archäologischen Erkenntnismöglichkeiten ist alles in allem gering (K. VIERNEISEL u. P. ZANKER, Die Bildnisse des Augustus. Herrscherbild und Politik im Kaiserlichen Rom [1979]). Bleiben in der Tat nur die an sich zeitbezogenen Deutungsmöglichkeiten einzelner Forscher, die aneinandergereiht etwas wie einen Entwicklungszusammenhang darstellen, auch wenn sie sich nicht direkt aufeinander beziehen, sondern eher aus eben jenen Zeitzusammenhängen sich erklären lassen. Doch auch das Hin und Her von These und Antithese macht noch keine Dialektik aus.

Bezeichnend freilich mag sein, daß ein solcher Mangel an Anhaltspunkten offensichtlich schon auf die Antike zurückzugehen scheint, ja vielleicht in der Absicht des Augustus selbst lag, allzu klare Konturen seines Bildes zu verwischen. Das Werk gehört dazu, und anders wohl ist die gewaltige doppelte Diatribe Dio Cassius LII nicht zu verstehen. Ein Plutarch klammert Augustus aus seinen Biographien aus, und mit Recht geht die Verf. davon aus, daß die kaiserzeitliche Deutung, und beileibe nicht allein die Historiographie, mit dem Phänomen Augustus eigentlich wenig anzufangen wußte. Die zeitgenössische Historiographie, Velleius vielleicht ausgeschlossen, benutzt ihn, um mit ihm sich selbst als Hof-, Hauptstadt- und Skandalchronik zu inaugrieren, und diese Absicht bleibt bestimmend. Das Imperium als Ganzes ist kein Gegenstand der Historiographie geworden. Ammian und vollends Prokop aber leben zu spät, um eine Tradition zu beginnen, doch von anderen, in eine solche Richtung weisenden Historikern ist zu wenig erhalten, und auch das ist bezeichnend. Das Mittelalter bezieht sich folgerichtig auf Konstantin, der allein dem heilgeschichtlichen Zusammenhang gerecht zu werden vermag, doch für die Epoche, die folgt, hat man in dem Augustus, der jetzt in den Vordergrund tritt, schon angesichts des alten Dilemmas, der verwirrenden Nachrichten über Machtantritt, Herrschaftsform und Herrschaftszielen, Imperiumsaufbau und Vergangenheitsbewältigung, der Principat selbst mit eingeschlossen, wieder nur Mutmaßungen und Beziehungen zur eigenen Empirie, einige Wechselwirkungen nicht ausgeschlossen. Die Kategorien, das macht die Verf. klar, sind im Grunde dieselben geblieben. Es handelt sich um die jeweilige Akzentuierung von Fakten und Gedanken innerhalb eines vorhandenen, festgelegten, aber schwer zu durchschauenden Gefüges, um zu einer Deutung zu gelangen, die sich nicht zuletzt angesichts der vagen Anhaltspunkte aufzudrängen scheint. Die Differenzierung liegt nahe, sie bezieht sich – wie stets seither – immer noch auf die Machtübernahme und deren Stufen, auf die Dynastiebildung, die Verwendung von Volk und Senat in einem solchen Kalkül, die neuen oder die überkommenen Rechtskategorien, die politischen Ziele und die notwendig in weitere Fernen weisenden Absichten. Dazu kommen Imperiumsaufbau, die Außenpolitik an den verschiedenen Grenzen und nicht zuletzt die Synthese all dieser Bereiche, bezogen auf die spezifischen, für Rom gültigen, und auf die das Imperium als Ganzes betreffenden Möglichkeiten. Dabei mögen die moralische Wertung und die an sich nur historische einander durchdringen, wobei das Pro und Contra stets besonders leicht zu motivieren war und jede Wertung, wie angedeutet, in ganz besonderem Maße von der Fähigkeit einzelner abhing, das in der Überlieferung schwer zu Begreifende mit der eigenen Subjektivität zu durchdringen. Das Phänomen Caesar etwa bot ebenfalls seine Schwierigkeiten. Indes, andere, bessere, zumindest einleuchtendere Quellen hatten eigene Perspektiven erlaubt und auch jeglichen Höhenflug der Deutung plausibel gemacht: Bei Augustus blieb zu vieles einfach unerkannt, von der Attitüde zu schweigen, und es ist verständlich, daß etwa die deutsche Klassik nichts mit ihm anzufangen weiß. Die Verf. ergänzend, wäre hinzuzufügen, daß für die dichterische, insbesondere die dramatische Darstellung, von einem Shakespeare angefangen bis in die Gegenwart, der Zahlenvergleich einschlägiger Werke diese Behauptung eindringlich bestätigen könnte. Mit Recht betont die Verf., daß für die Gestaltung und die Grundlage einer Objektivierung des Augustusbildes das 18. Jahrh. im Grunde wichtiger war als das 19. (S. 28 ff.), das wenig Neues hat beibringen können, aber das eindringlich dokumentiert, was an Ergebnissen zu erwarten ist,

wenn ein Übermaß von Intelligenz und Scharfsinn gezwungen ist, sich in einer Kreisbewegung um immer wieder dieselbe Sache zu drehen. Sicher, dieses Augustusbild wie die ganze Antike, gewinnt neben der moralischen nun auch eine politische Dimension. Doch führt, und dies eigentlich von Anfang an, eine auf-fallende, den Umständen nach weitgehend gewaltsam bewirkte Monokausalität zu einem eher negativen Bilde, mag dies auch variieren. Da, wo man sich an das Überlieferte hält, scheint denn ein anderes kaum möglich.

In seiner Weise trifft dies auch für Mommsen zu (S. 37 ff.), dessen Verhältnis zu Augustus in seiner Genese und seiner weiteren Entwicklung mit großer Sorgfalt analysiert und in den persönlichen Entwicklungszusammenhang gestellt wird. Die wichtigste Erkenntnis dabei ist die eines inneren Fortschrittes, der zwar von einer Indifferenz in der Römischen Geschichte mit Caesar als dem Idealtyp eines zeitlosen, von den eigenen Idealen Mommsens gezeichneten Volksherrschers seinen Anfang nimmt, und nicht zuletzt selbst im Negativen ein persönliches Bekenntnis ist. Die Entwicklung aber führt unverkennbar über die Ausgabe des Monumentum Ancyranum (1865) zu dem Princeps des Staatsrechtes und der Hypothese von der Dyarchie als der Wahrung des Gleichgewichtes zwischen der bereits im Anfang sichtbaren Monarchie, der Res Publica und den sie auflösenden Intentionen. So wird das monarchische Element erträglich durch seine magistratischen Grundlagen und einen Zwang zur Mäßigung, die den Principat in seinen ersten Jahrzehnten sich zum Segen entwickeln läßt. Bei aller Aversion Mommsens gegen die Monarchie als Institution, manifestiert insbesondere durch die selbsterlebte – den Segen, den sie über das Imperium brachte, übersieht er nicht (s. bes. S. 53) –, mag ihn auch die erwähnte Aversion abgehalten haben, das Kaisertum der Spätantike in seine Forschungen wirklich einzubeziehen. Die entsprechende Scheu und ein Stück Bekenntnis werden es denn auch sein, die das vieldiskutierte IV. Buch der Römischen Geschichte verhinderten: Was an Vorlesungsnachschriften und anderen einschlägigen Zeugnissen erhalten ist – Rez. hatte vor Jahrzehnten das S. 64 angeführte Manuskript P. Hensels, durch befreundete Nachkommen zum Verkauf angeboten, in Händen, es aber als in keiner Weise genügend beiseite gelegt und zurückgegeben –, reicht nicht aus, sich ein Bild zu machen, ganz davon zu schweigen, daß Vorlesungen Mommsens Stärke nie gewesen sind und ihm zeitlebens in Form wie Inhalt gleichgültig blieben. Der V. Band aber ist ein anderes literarisches Genos, Augustus figuriert gerade noch am Rande.

In kluger, subtiler Weise wird das Verhältnis Mommsens zu Augustus auf die Lebensumstände zurückgeführt und die Entwicklung subjektiver Denkweisen des Achtundvierzigers, dem es nie gelang, Frieden mit seiner politischen Umwelt zu machen; zu fragen wäre, welche Rolle auch eine wachsende Spannung gespielt haben muß, die zwischen solchem Ressentiment sich entwickelte und der Erkenntnis, daß es erst diese Umwelt war, die ihm selbst die Existenz sicherte und sein Lebenswerk erlaubte. Das große Mommsen-Colloquium, das darauf einzugehen und nach Erklärungen zu suchen hätte, wurde noch nicht gehalten. Auch das ist bezeichnend.

Nicht zu klären ist auch, wie weit danach ein Ed. Meyer wirklich beabsichtigte, sich in einen Gegensatz zu Mommsen zu stellen. Sicher, Meyers äußere Ansätze sind andere. Bleibt Mommsens Sichklammern an die rechtlichen Grundlagen eine Form der Zurückhaltung vor dem Phänomen und der Ausdruck eines Dilemmas zugleich, so geht es Meyer um eine anthropologische Prämisse, und wenn man will, so mag man dies als einen Fortschritt werten, der vom 19. bereits ins 20. Jahrh. hinüberleitet: Zweifelloß ließ sich Mommsens Principatsbild als das eines Provisoriums höchstens variieren, und auch in der Diskussion blieb die juristische Position unergiebig. Die neuen Generationen verlangten nach einfacheren, klareren Konturen; die betonte Einzelpersönlichkeit mit ihrem Spielraum des freien Willens in einem universalhistorischen Zusammenhang öffnet den Weg in das Subjektive und Zufallsbestimmte hinein. Daß Meyer mit der Mommsenschen Dyarchie denn wenig anzufangen wußte, versteht sich bei all dem von selbst. So ist auch unwichtig, ob Meyer Augustus in einer konservativen Perspektive und in einer Rolle als Vertrauensmann des Senats die Konzession an Mommsen sehen will und auch für die deutlich artikulierte Vaterrolle des alternden Princeps Verständnis hat, die in Rom durch die Notwendigkeit festgelegt ist. Der Verf. gelingt es, Einzelzüge auch für die Entwicklung Meyers ab 1903 sichtbar zu machen. Aber in jedem Falle handelt es sich lediglich um einen Perspektivenwechsel im Rahmen einer Grundkonzeption. Die Anpassung des Augustus an das Pompeiusmodell erscheint demnach nicht mehr als die bloße Abwendung von Caesar angesichts der römischen Verhältnisse (vgl. dazu meinen Versuch: Nachlese zu Pompeius, in: Festschr. P. Klopsch, hrsg. U. KINDERMANN, W. MAAZ u. F. WAGNER [1988] 576 ff.). Sie ist der einzige Weg zu einer Überwindung des bloß Nationalen angesichts der Aufgaben für das ganze Imperium und damit der Rolle in einem, wenn

man so will, in der Tat universalhistorischen Sinn. Daß eine solche Rolle dennoch wiederum vorerst nicht ohne eine gewisse Camouflage möglich war, widerspricht dem keineswegs. So ist Meyers Augustus ebenfalls ein Ganzes. Was an ihm in die Zukunft weist, ist jene Unmeßbarkeit der Intentionen, die, anders als bei Mommsen, nach Rechtskategorien und Amtsfunktionen zu suchen gar nicht mehr in der Lage ist. Nach weiteren Absichten und Zielen zu fragen wäre ebenso irrelevant wie ergebnislos. Der Princeps ist in seinem Wesen bereits der absolute Monarch und zugleich die natürliche Fortentwicklung jener bereits von Pompeius vorgezeichneten, jedoch nicht realisierten Herrschaftsform, und es empfiehlt sich, dabei den späten Meyer von dem frühen aus zu deuten. Bezeichnenderweise entsteht sein 'Principat' in den Jahren höchsten politischen Engagements und der Gewinnung einer eigenen Weltanschauung, für die das politische Bekenntnis nur einen Aspekt von vielen bildet. Bald danach setzen auch die Beziehungen zu Oswald Spengler ein.

So bleibt denn nach einer direkten Fortwirkung und nach möglichen direkten unheilvollen Folgen zu fragen, die sich aus der sich abzeichnenden Übertragung der wissenschaftlichen Erkenntnis auf eine außer- und unwissenschaftliche Umwelt ergaben. Die Zäsur, die Verf. etwa mit dem Augustus A. v. Premersteins andeutet, hat ihre Ursprünge ebenfalls schon zu Beginn des Jahrhunderts, und sie wird überall sichtbar, wo es um Verfallsidee oder biologische Komponenten geht. Und auch die soziale ist älter. Freilich, auch von Meyer zu Premersteins Gefolgschaftsdenken (S. 108 ff.) ist der Schritt nicht sehr groß, und nach der Herausarbeitung des Terminus *auctoritas* aus c. 34 des Monumentum Ancyranum als der vorweggenommenen diskretionären Gewalt erst der Lex de imperio Vespasiani mit Treueid, Dynastiegedanken, Schutz- und Wohlfahrtsvorstellungen wäre nur die Konzeption einer Monarchie vom ersten Tage an denkbar, für die alle staatsrechtlichen Nuancierungen den Charakter einer nur nebensächlichen Konzession haben. Zu fragen bleibt, wie weit dabei die das Jahrhundert kennzeichnenden Forschungen zu den antiken Randvölkern, insbesondere den Germanen, Pate gestanden haben mögen, und mit einem adaptierten, aktuell gewordenen Gefüge ethischer Vorstellungen sich auch das Ende der herkömmlich monarchischen Perspektiven am Objekt Augustus mit ankündigt, das in die Zeitgeschichte gehört.

Es ist, die Verf. macht das ohne eigentliche Betonung deutlich, eine neue Zeit, die sich nicht nur in den Ergebnissen, sondern auch in der Methode des Forschens abzeichnete. Ein Gardthausen (S. 90 ff.) hatte in seinem monumentalen Werk über Augustus ein Kausalitätengefüge aufgebaut, für das die Dyarchie im Mommsenschen Sinne zumindest im Formalen unabdingbar war. Sie wird ebenso unterwandert durch die auf die militärische Ordnung des Imperiums hin orientierte Überwindung dieses Zustandes, die, im Eid von Gangra von anderer Seite her zu erkennen, sich nicht mehr allein nur auf Rom beziehen ließ. Die Gewaltausübung, gegen Ende des Augustus nicht mehr zu übersehen, ist die natürliche Folge einer Entwicklung, die in einer Ablösung aller herkömmlichen Rom- durch die Imperiums- und letztlich Reichsvorstellungen besteht. Ernst Kornemanns Augustusbild, in seiner Weise seit den frühesten Jahren ausgeprägt und, wie Kornemanns Bemühungen um die eigene These von der Genese des Monumentum Ancyranum zeigt, in klar abzugrenzenden Stufen immer weiter vervollkommenet, ist andererseits durch das Trauma des Ersten Weltkrieges und seiner Folgen bestimmt. Viel hält die Verf. von Kornemann und seiner wissenschaftlichen Eigenständigkeit nicht. Eine eigene Untersuchung wäre indes die Frage wert, wie weit die Vorstellung von einer Volksmonarchie schon im Sinne eines Führerstaates bereits von den Vorläufern, insbesondere Meyer, vorgeprägt ist. Es ist der Herrscher, der, vom Nationalen ausgehend, im Gegensatz zu den hellenistischen Herrschervorstellungen bleiben will und daher Jahrzehnte hindurch um die Möglichkeiten von Selbstdeutung und Selbstdarstellung ringt. Kornemanns Versuche, eine Chronologie des Selbstzeugnisses und der Entstehung der Abschnitte der Res Gestae führen auf dieses Ringen hin, für das andererseits die äußerliche Komponente dennoch überflüssig wird. Die Adaption an mythifizierende und andererseits auch biologische Ansätze, wie sie in der Zeit liegen, die Aufnahme entsprechender Anregungen und deren hochgemute Verarbeitung zur Weitergabe sind es, die Kornemann zu einem Kündler seiner Zeit zu machen scheinen, als der er sich in der Tat wohl schon seiner politischen Ausrichtung nach selbst gesehen wissen wollte.

Was die allgemeine Entwicklung kennzeichnet, ist nun der auch an anderer Stelle immer kürzer werdende Weg von der Prüfung des Materials und der wissenschaftlichen Methode hin zur Deutung und zur Schau, ist die monokausale Simplifikation und die allzu schnelle Erklärung von Phänomenen, die, wie angedeutet, schon der Antike unklar waren. Der Schritt vom Historiker zum Deuter und Propheten ist nicht groß, und dem braucht nicht zu widersprechen, daß dessen Rolle mit der des Popularisators, Schaumschlägers oder des bloßen Propagandisten an sich nichts zu tun haben muß, sondern eher aus den bürgerlichen Bildungs-

voraussetzungen und zugleich aus außerfachlichen Hypothesen und Theorien resultiert, die man schon aus Gründen der eigenen Aktualität nur allzu gerne übernahm. War es das 20. Jahrh., das in seiner ersten Hälfte die Deutung, die Verkündigung und die überhöhte, überhöhende Schau als gleichsam die beste Möglichkeit der Kompensation für die erlebte deprimierende Wirklichkeit gefördert hat, so sind es nicht zuletzt die durchaus erkannten Folgen des Aus-den-Fugen-Geratenseins, mit denen Premierstein und Kornemann in ihrer Weise fertig zu werden suchen. Das Interesse nicht nur der ähnlich gelagerten Fachwelt, sondern auch das breiterer Schichten kommt hinzu, deren Befriedigung sich leicht zu einem wissenschaftsethischen Postulat stilisiert. Und bald tun Sprachregelungen, stärker als die Verf. dies sieht, das ihre, die Grenzen zu verwischen, von den Betroffenen als solche vielleicht nicht einmal in jedem Falle empfunden. Wilhelm Weber, dem die Verf. in ihrer Weise der Darstellung in hohem Maße, vielleicht das erste Mal in althistorischer Selbstdarstellung, gerecht wird (S. 155 ff.), verkörpert den Endpunkt einer solchen Entwicklungslinie in einer unübertroffenen, an und für sich sogar überzeugenden Form. Man sollte Herkunft und Lebenslauf in ihrem Einfluß nicht über Gebühr veranschlagen. Wichtiger ist ein vielleicht nur psychologisch zu ergründendes Verhaftetsein mit den Zeitströmungen und -kräften, das sich auf eine besonders disponierte Sensibilität auswirkte, an Analogien oder Parallelen in seiner Zeit aber keineswegs arm ist. Ausgehend von einer Fähigkeit, schon im Formalen der sprachlichen Gestaltung alle Gegenstände in eine höhere Sphäre zu rücken, mit einem Gespür für das eigentlich Ahistorische in an sich historischen Phänomenen, verdichtet sich in Weber der Nachvollzug der eigenen Deutung zur Schau, auch unter der Ausschaltung scheinbar rationaler Komponenten. Doch dies eigentlich nie ganz. Denn alles tritt zugleich doch wieder verbunden mit einer Analyse des Materials und einer sachbezogenen Interpretation auf, die an das Sprachliche, Philologische im weitesten Sinne wiederum höchste Anforderungen stellt, aber kaum je ins Absurde führt. Der Schritt von da in die Mystifikation freilich wird für den Betrachter deshalb nicht leichter. Die Verf. führte diese Verbindung von Analyse und Wesensschau etwa in diesem Werke 'Der Prophet und sein Gott' (1925) gleichsam exemplarisch vor und zeigt, wie wenig es Sinn hat, hier eine innere oder gar äußere Kommensurabilität zu verlangen. Webers 'Princeps' 1937 ist gleichsam die Fortsetzung auch der Methode ins Überdimensionale, von wenigen gelesen, dafür aber durch die Kritik mit allzu gerne kolportierten Sottisen der Verdikte versehen, deren Verständnislosigkeit, in solcher Weise zur Schau gestellt, noch einige Generationen später peinlich wirkt. All dies führte bisher dazu, daß der Fundus einschlägiger Anregungen in dem Werke keineswegs adäquat genutzt, geschweige denn erschöpft worden ist und Weber selbst auf den angekündigten zweiten Band verzichtete. Es scheint, im Falle Weber habe es sich auch die *Damnatio memoriae* danach allzu leicht gemacht. Bleiben die anthropologischen Ansätze mit den rechtlichen verbunden und alle Selbstdarstellung von dem Zwecke der Propaganda bestimmt, so ist eine solche Selbstdarstellung dennoch nur aus der Einheit aller ihrer Äußerungen, auch denen der Kunst und der Religion, heraus faßbar und überdies in einer vielleicht nicht mehr nachzuvollziehenden Weise mit einer Philosophie eigener Art verbunden, die sich keiner Schule zuordnen läßt, sondern allein aus einem Versuche der Wirklichkeitsbewältigung resultiert. Daß Weber allzu leicht in eine gefährliche Nähe zu den katastrophalen Kräften des 3. Reiches geriet, ist bekannt. Eine Erklärung gibt die nationale Situation auch in seinem Falle, zu der eine Naivität und Beeinflußbarkeit im Persönlichen kommt, die er mit einer Vielzahl gutmeinender Zeitgenossen auch in seinem Fache teilt. Innere Beziehungen zu dem Phänomen hatte er dennoch weniger als ihm selbst bewußt war, Hitler selbst scheint ihm dies zu bestätigen.

1945 ist das Ende dieser Entwicklung unverkennbar, neue Ideologien mit einer entsprechenden Einordnung des Augustusbildes fehlen bisher, und auch ein weiterführender allgemeiner geistesgeschichtlicher Ansatz ist nicht zu erkennen. Im Gegensatz zur Verf. vermag Rez. auch in der vorwiegend auf den Einfluß Hans Schäfers zurückgehenden politologischen Interessenrichtung einen wirklichen Neuanfang noch nicht zu sehen. Hatte das 19. Jahrh. an überkommenen Ansätzen gerade hier viel zerstört, so wäre indes denkbar, daß eine Rückkehr zu den Objektivierungskriterien des 18. Jahrh. zu neuen, brauchbaren Synthesen führen könnte. Nach wie vor bietet L. Wickerts Princepsartikel der RE einiges, das weiterhelfen könnte. R. Symes 'Roman Revolution' war in Deutschland bis 1945 so gut wie unbekannt geblieben.

Das Buch, aus einer Marburger Dissertation hervorgegangen, beschränkt sich auf die deutsche Forschung. Dies mag ein Nachteil sein. Indes, es findet sich wenig an Hinweisen, daß die deutschen Althistoriker, die hier exemplarisch zur Diskussion gestellt sind, sich viel um ausländische Werke gekümmert und von diesen wichtige Anregungen empfangen hätten. Auch ist, und dies besonders für das 20. Jahrh., der allgemeine Erlebnishorizont dieses Personenkreises der Herkunft nach vom spezifisch Bürgerlich-Nationalen eingegrenzt, und dieser ließ auch dort, wo es um Wissenschaft ging, nur bestimmte Deutungsmöglichkeiten und

-kategorien zu. Wie weit man der von der Verf. vorgenommenen Gewichtung zuzustimmen hat, wird vom Standpunkt des Betrachters abhängen. Überflüssig zu sagen, daß auch die Fülle anderer einschlägiger Arbeiten aus diesem Zusammenhang registriert und behandelt ist. Der deutsche Rahmen zumindest ist von der Verf. damit erschöpfend dargestellt. Es ist ihr gelungen, die Fülle von Deutungen, Assoziationen und durcheinanderlaufenden Interpretationslinien miteinander zu verbinden und doch offen zu lassen, wo und an welcher Stelle sich neue Möglichkeiten der Forschung weiter entwickeln könnten. Dies betrifft das Augustusproblem ebenso wie das seiner Rezeption. Der Anmerkungsteil ist erschöpfend und ausgewogen. Ein umfassender Index und auch die Literaturliste fehlen nicht.

Bonn

Gerhard Wirth